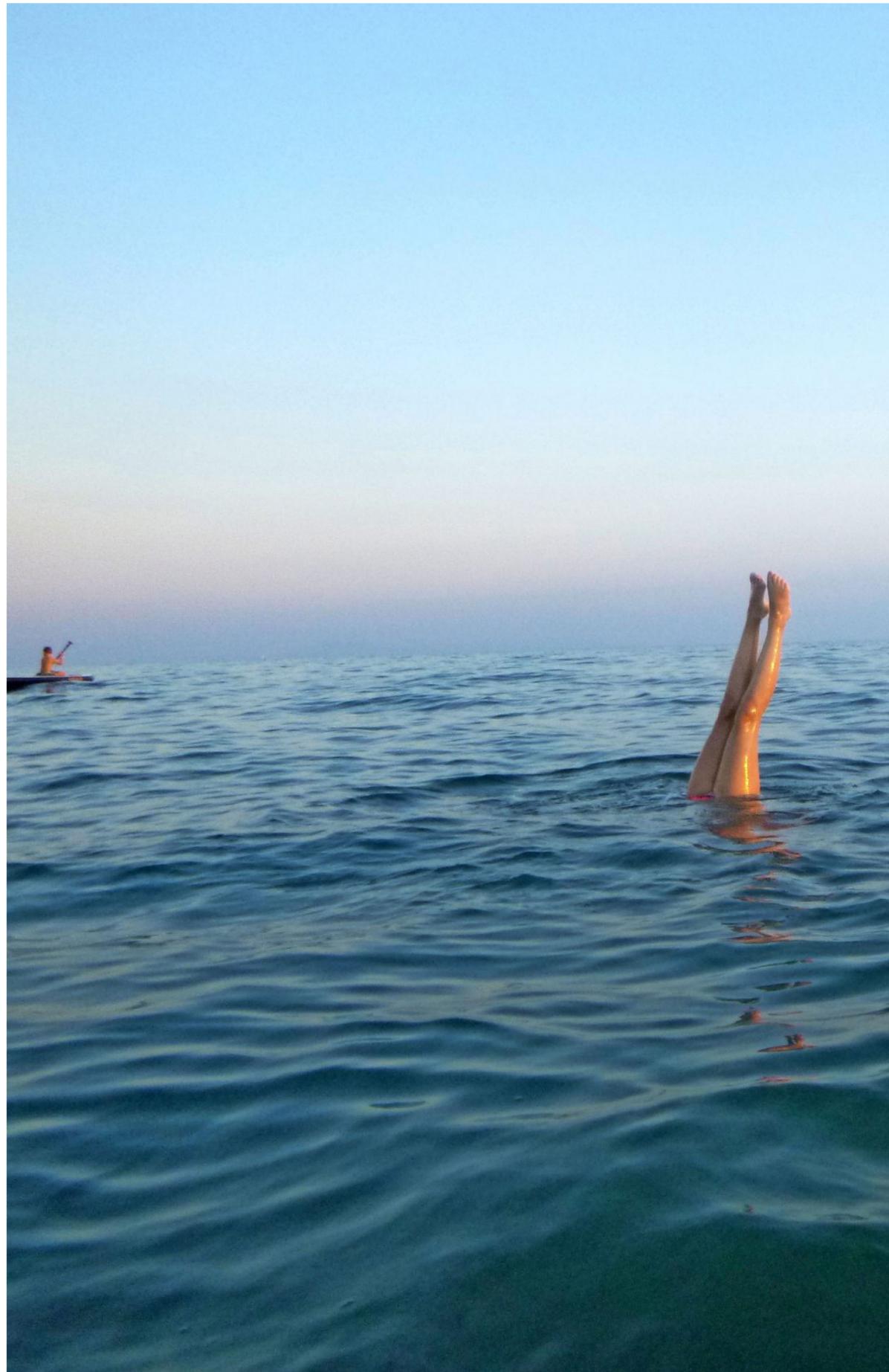


## Meer davon

An der toskanischen Küste, zwischen Raubfischen und brechenden Wellen, stellt sich nur eine Frage: Wie halten wir es aus, den Rest des Jahres nicht am Meer zu sein?

Von  
*Julius Schophoff*



Manchen Dingen muss man auf den Grund gehen, im Mittelmeer vor der Toskana.

Foto Schophoff

**D**er erste Morgen. Meine Frau, im türkisblauen Kleid, tritt aus dem Reißverschluss unserer Zelthütte. „Ich geh ans Meer“, sagt sie. Mehr nicht. Wozu auch? Wir beide wissen, was das heißt.

Vergessen ist der endlose Stau hinter Florenz, vergessen das Geschrei der Bingo-Party, das bis Mitternacht über den Campingplatz hallte. Vergessen auch die Enttäuschung darüber, dass unsere Hütte näher an der Rezeption als am Strand liegt und das Rauschen in der Nacht nicht vom Meer kam, sondern von der Straße. Voriges Jahr waren wir ganz in der Nähe, auch in der Toskana, Glamping im Inland. Es war schön dort – bis zu dem Tag, an dem wir einen Ausflug ans Meer machten. Es hatte geregnet und gestürmt, Treibholz türmte sich im Sand, die Wellen schlugen auf den Strand. Wir sprangen in die Brandung und kamen bis zum Abend kaum noch raus. Auf der Rückfahrt fragten wir uns: Wie konnten wir auf die Idee kommen, unseren Urlaub nicht am Meer zu verbringen? Und wie halten wir es überhaupt den Rest des Jahres aus, nicht am Meer zu leben?

„Hier kann dir keiner was“, sagt meine Frau jetzt, als wir am Strand sitzen und in die blaue Weite blicken, in der Ferne die Silhouetten der Inseln Giglio und Elba. Dann legt sie die Schwimmbrille an und taucht ab. Ich breite die Arme aus und lasse mich in den warmen Sand fallen. „Buongiorno!“ Ich halte die Augen geschlossen und lausche der Brandung. „Buongiorno!“ Meint der mich? Augen auf, es ist der Lifeguard. Ich dürfe dort nicht liegen, sagt er. Dieser Strandabschnitt sei für die Mieter der Liegen hinter mir. Wenn ich auf einem Handtuch – oder einfach so im Sand – liegen wolle, müsse ich woandershin. Dort hinten, hinter der Windsurfschule, beginnt der freie Strand.

Hier kann dir keiner was? Von wegen. Wobei: Meiner Frau kann er wirklich nichts; sie ist nicht mehr an Land, auf diesem Sand, der jemandem gehört, der 40 Euro pro Tag für zwei Liegen und einen Schirm verlangt, oder 240 Euro pro Woche. „Ich hätte noch etwas in der letzten Reihe“, sagt der Lifeguard, zurück unter seinem Schirm, zum Nächsten in der Schlange, die sich an seinem Strandschreibtisch gebildet hat. Zeit, das Land zu verlassen. Ich spucke in meine Schwimmbrille, und los geht's.

Alles verändert sich. Das Licht, der Klang, der Raum, sogar die Zeit. Alles wird langsamer, stiller, friedlicher. Eine türkisblau leuchtende Welt, in die goldene Sonnenstrahlen brechen. Es dauert keine Minute, und du hast die Welt da oben vergessen. Auf dem welligen Sandgrund wogen Ästchen, es sieht aus wie ein Tanz. Da, eine Qualle! Durchsichtig bis auf dem lilafarbenen Saum ihres Schirms. Langsam, rhythmisch pulsiert sie der Sonne entgegen. Dann die nächste und noch eine, bald sind sie überall. Quallen, sagt unsere Tochter, liebten Wärme und würden bald die Weltmeere übernehmen. Glaube ich sofort. Wer sollte den großen Wandel überleben, wenn nicht diese stillen Meister der Anpassung, die so sehr mit ihrer Umwelt verschmelzen, dass sie selbst kaum etwas anderes zu sein scheinen als Wasser?

Drei tiefe Atemzüge, der erste Tauchgang. Zwei, drei Meter, Nase zuhalten, Druck lösen und tiefer. Die Muschel, die von oben ganz klein aussah, wird immer größer. Als ich sie fasse, füllt sie fast die ganze Hand. Eine orange gemusterte Herzmuschel, die erste von vielen, die wir vor unserem Sohn geheim halten, bis wir sie kurz vor Ende des Urlaubs in einer großen 6 auf seinen Geburtstagstisch legen.

Wir finden eine Auster, groß wie ein Fuß, dann eine Seeschnecke mit Stacheln, die uns sagt: Nehmt nicht alles mit! Dies ist unsere Welt. Und dann, in der Tiefe, weit weg vom Strand: ein Sonnenschirm, knallrot, fein säuberlich zusammengefaltet. Er braucht eine Dusche, um ihn von den siedelnden Krebstieren zu befreien, dann ist er unser. Ein Geschenk des Meeres.

*Fortsetzung auf der folgenden Seite*

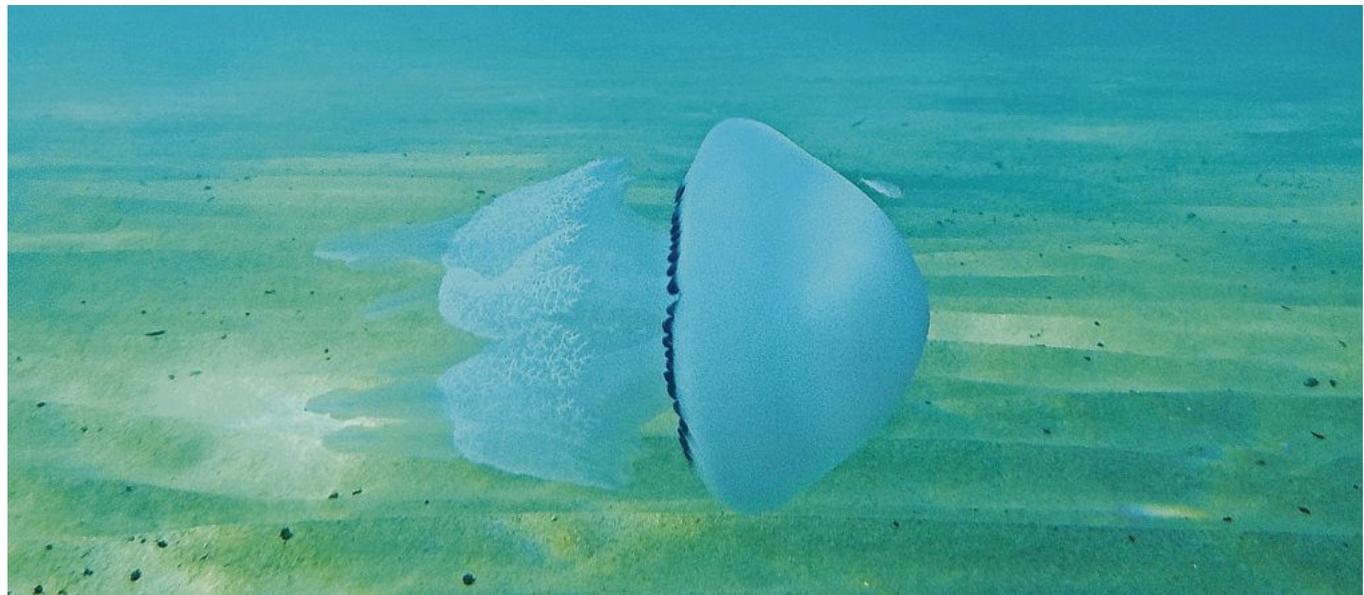
FORTSETZUNG VON SEITE 41

## Am Meer

Am dritten oder vierten Tag treffe ich meine Frau nach dem Schwimmen an den Fußduschen. „Da war so ein Fisch.“ „Also erst“, sagt sie, „waren da viele, ziemlich große – und dann kam einer, der noch größer war und die anderen Fische gejagt hat.“ Er schwamm zu ihr und war überhaupt nicht scheu. Dann kam er noch mal und noch mal, da ist sie lieber rausgegangen. Den ganzen Abend lang wirkt sie abwesend, in der Nacht erleuchtet das Blau ihres Handydisplays ihr suchendes Gesicht: Was war das für ein Fisch?

Von all den Ängsten, die unsere neunjährige Tochter plagen, ist die vor dem Meer keine der irrationalsten. Meine Beschwichtigungen über das, was sich unter der Wasseroberfläche verbirgt, überzeugen eigentlich nicht einmal mich selbst. Es ist das Meer. Und wenn du ehrlich bist, ist alles, was du sagen kannst: Du weißt es nicht. Sicher, es ist unwahrscheinlich, da draußen ein Wesen zu treffen, das dir etwas tut – aber nicht unmöglich. Das Meer, noch mal, ist ganz anders als das Land. Im Pinienwald, in dem wir campen, gibt es Wildschweine – aber einem Bären oder einem Wolf wirst du hier nicht begegnen. Die Landflächen der Erde sind, zum größten Teil, aufgeteilt, umzäunt, zerschnitten, die großen Raubtiere vertrieben. Im Meer aber, jenseits der Mietliegen, beginnt die Wildnis, grenzenlos, unberechenbar, unzählbar. Niemand weiß, wann und wo die Wölfe des Meeres auftauchen. Und es würde meine Tochter kaum beruhigen, wenn ich ihr sagte, dass an den Stränden der Toskana zum Beispiel nur sehr selten Weiße Haie gesichtet werden.

Am Morgen nach ihrer Begegnung mit dem Fisch tut meine Frau etwas Merkwürdiges: Sie geht am Strand spazieren. Es ist das erste Mal, seit ich sie kenne, dass sie sich scheut, ins Meer zu gehen. Erst am Abend traut sie sich, mit einer Monoflosse an den Füßen. Seite an Seite kraulen wir hinaus, Richtung letzter Boje. Plötzlich stoppt sie und streckt den Kopf aus dem Wasser: „Da ist er!“



Das Meer steckt voller Überraschungen, hier eine Qualle.

Foto Schophoff

Tatsächlich: ein silberner Fisch, arm-lang, mit gelbem Auge und schräg heruntergezogenem Maul. Ein Schwarm, den er jagen würde, ist nicht in Sicht. Stattdessen umkreist er uns. Ich drehe mich mit, um den Fisch und sein gelbes Auge nicht aus dem Blick zu verlieren. Einen Fisch wie diesen habe ich nie gesehen. Die meisten größeren Fische meiden einen, bei jeder Bewegung in ihre Richtung entfernen sie sich ein Stück. Dieser nicht. Im Gegenteil: Seine Kreise werden immer enger.

Er muss es auf die kleinen Fische abgesehen haben, die einem immer um die Füße schwärmen, um Nahrung aus dem aufgewühlten Sand zu gründeln. Er will nichts von uns, will ich meiner Frau sagen, er hat mehr Angst vor uns als wir vor ihm. Aber so sieht er absolut nicht aus.

Okay, Fisch, das ist meine Frau. Siehst du, wie groß ich bin? Mit ein paar schnellen Bewegungen schwimme ich auf ihn zu – und siehe da: Er weicht zurück. Aber nur, um danach umso näher zu kommen. Nein, da ist keine Angst. Nicht bei ihm. Und – reiß dich zusammen, Junge – nicht bei mir. Immer ruckartiger, immer aggressiver und, hoffentlich, furchteinflößender schwimme ich auf den Fisch zu. Immer wieder kehrt er zurück, zieht seine Kreise und starrt mich aus seinem

gelben Auge an, bis er sich dann irgendwann doch in der dunkelblauen Tiefe verliert.

„Serra Fish“, sagt, zurück am Strand, der tief gebräunte Windsurfllehrer, der aussieht, als kehre er nach Feierabend in sein Haus am Meeresgrund zurück. „Serra Fish“, google ich in der Hütte: „Blaufisch, auch Blaubarsch genannt ... ziemlich gefräßig und aggressiv ... tötet mehr Beute, als er fressen kann ... jagt oft zusammen mit Haien und Schwertfischen.“ Und weiter, in den News: „Grausige Fisch-Attacke ... Blaufisch beißt Touristin (40) an spanischem Strand ... mehrfach in den Fuß gebissen ... Opfer schrie vor Schmerz ... schwer verletzt ... Strand evakuiert ... nicht die erste Blaubarsch-Attacke ... zwei Kinder beim Spielen im Wasser gebissen und mit großen Wunden ins Krankenhaus gebracht“ – genug!

Hier kann dir keiner was – so kann man das wohl doch nicht sagen. Aber liegt in dieser Gefahr nicht ein großer Teil der Faszination des Meeres? Die schaurige Ungewissheit da unten ist etwas völlig anderes als die latente Notlage hier oben. Die Bedrohung im Meer ist realer, unmittelbarer. Die Angst lähmt dich nicht, sondern macht dich lebendig.

„Das Meer“, sage ich meinem Sohn, Haibadehose, Bodyboard unterm Arm, „kennt keinen Spielstopp.“ Es ist der

letzte Abend. Der Wind, der tagsüber die Kämme der Wellen verwehte, ist abgeflaut, das Meer glatt wie Glas. Die Dünung, entstanden Hunderte Kilometer entfernt, ist schon von Weitem sichtbar. An den Sandbänken vor uns türmt sie sich auf, einen Meter nur, vielleicht eineinhalb, aber die Wellen sind so breit und sauber, dass du die Stelle, an der sie brechen, schon früh antizipieren kannst.

„Komm, Junge!“ Das Surfbrett über den Kopf gehoben, die Hüfte schräg gestellt, kämpft mein sechsjähriger Sohn sich durch die Brandung. Du willst nicht dort bleiben, wo die Welle weiß und gebrochen ist, sondern dorthin, wo sie noch grün ist und steil, kurz bevor sie sich am Ende ihrer langen Reise überschlägt und ihre ganze Energie entlädt. „Jetzt, Junge! Los! Paddel, paddel, paddel!“ Und der kleine Kerl paddelt, und die Welle bricht, und für einen Moment verliere ich ihn aus den Augen und befürchte ihn im Schleudergang des Meeres. Aber da sehe ich ihn wieder, obenauf, wie er auf der Welle davonreitet bis zum Strand.

Dann steigt er zurück in die Fluten. Schritt für Schritt kämpft er sich durch die Gischt, springt über die Wellen, paddelt über die Kämme, begibt sich in Gefahr für den Moment, in dem das Meer dich trägt.